

noch nicht, die Menge löslicher, leicht beweglicher, — der Pflanze sofort zur Verfügung stehender — Nährstoffe. Auch die chemische Analyse der Pflanzen selbst erfüllt den gewünschten Zweck nicht, denn es steht das spezifische Bedürfnis der Kulturpflanzen nicht im Einklang mit ihrem durch die chemische Analyse nachgewiesenen Gehalt an Nährstoffen überhaupt; d. h. die Fähigkeit der Pflanzen, sich Nährstoffe aus dem Boden anzueignen, ist eine ungleiche. Es bleibt also nur übrig, durch die Pflanze selbst den Boden zu fragen, d. h. Felddüngungsversuche anzustellen. Dieselben sind aber bisher nicht so angestellt worden, daß die aus ihnen gewonnenen Resultate nicht zu falschen Folgerungen u. Schlüssen hätten führen können. Man hätte nicht sorgfältig genug überlegt: a) welche Kulturpflanze und b) welche Düngung für den betreffenden Versuch zu wählen war.

Beides geht hervor aus folgender Versuchstabelle:

Düngung pro Acker.	Ertrag pro Acker.	
	Erbsen	Gerste
1., ungedüngt	100	100
2., 40 T Stickstoff (N)	104	113
3., 80 T Kali (K ₂ O)	100	107
4., 100 T Phosphorsäure (P ₂ O ₅)	126	113
5., N und P ₂ O ₅	132	146
6., N und K ₂ O	102	121
7., K ₂ O und P ₂ O ₅	147	126
8., K ₂ O und P ₂ O ₅ und N	151	181

In Worten:

1., Eine Stickstoffdüngung wird sich rentabel erweisen bei allen Halmfrüchten und Futtergräsern, auch bei Kartoffeln und Rüben, gar keine Aussicht auf Erfolg wird eine Stickstoffdüngung ergeben bei den Hülsenfrüchten und kleeartigen Gewächsen.

2., Ueberall da, wo durch eine künstliche Düngung der Ertrag gesteigert werden soll, ist eine Düngung mit Phosphorsäure bei allen Kulturpflanzen nicht zu umgehen.

3., In kalten Böden lohnt eine Düngung mit Kalisalzen auch bei den Halm- und Hülsenfrüchten und dem Klee. Kartoffeln und Rüben aber bedürfen einer Kalidüngung nicht.

Professor Wagner giebt nun zur correcten Ausführung von Felddüngungsversuchen folgende Fingerzeige: Bei solchen ist vor allen Dingen nicht ein Nährstoff ausschließlich für sich allein anzuwenden, da es grundfalsch, — wenn dieser eine Wirkung nicht gehabt habe, — anzunehmen, daß der Boden an diesem Düngemittel keinen Mangel leide, oder ihn sogar im Ueberflusse besitze. Folgendes sei aber zu beobachten: Man nehme zu einem Stickstoffversuch ja keine Hülsenfrucht oder Klee, auch keine Hackfrucht, sondern eine Halmfrucht; dünge dieselben mit Kali, Phosphorsäure und Stickstoff, lasse aber auf einzelnen Parzellen den Stickstoff ganz oder zum Theil weg. Bei einem Kali- oder Phosphorsäureversuch nehme man eine Halm- oder Hülsenfrucht, dünge mit allen drei Nährstoffen, lasse jedoch den zu prüfenden ebenfalls auf einzelnen Parzellen weg. Ganz ebenso ist zu verfahren, wenn man die Wirkung eines Nährstoffes auf eine bestimmte Kulturpflanze beobachten will.

Die angewendeten Düngemittel dürfen nicht zu gering sein. Als mittlere Mengen sind zu betrachten pro Acker:

- a., für Halmfrüchte: lösl. P₂O₅ 50 Pfd., I. N 25 Pfd., K₂O 50 Pfd.
- b., für Hülsenfrüchte: P₂O₅ 50—60 Pfd., K₂O 70—80 Pfd.
- c., für Kartoffeln: P₂O₅ 40 Pfd., N 25 Pfd.
- d., für Rüben: P₂O₅ 60 Pfd., N 30 Pfd.

Bei der darauf folgenden Diskussion wurde noch erwähnt, daß im Frühjahr als Stickstoffdünger der Chilisalpeter, der gegenwärtig auch wesentlich billiger sei, dem schwefeluren Ammoniak vorzuziehen sei. Auch wurde auf die großen Vortheile des Eggen der Wiesen hingewiesen. Wiesenegge von A. Laate.

Die Grafen von Dürrenstein.

Original-Roman von Emil e Heinrichs.
(Fortsetzung.)

Nun geschah aber etwas, woran der alte Graf nicht gedacht. In der Freude seines Herzens theilte er Albrechts Mutter die wunderbare Nachricht von dem Wiederfinden des verlorbenen Sohnes mit, worüber dieselbe so sehr erschrocken, daß sie ohnmächtig wurde. Sie hatte sich zu fest schon in den Gedanken hinein gelebt, daß ihr geliebter Franz das Majorat erben, daß der ungeliebte Albrecht, welcher sich nie um die Mutter bekümmert und deshalb dem Herzen derselben fremd geworden war, nicht wiederkehren werde und hatte ihre Enttäuschung jetzt so sehr verrathen, daß der alte Dürrenstein in maßloser Empörung sich von seiner Schwägerin gänzlich löst, ja, mit furchterlichen Eiden den Schwur that, dem Landesfürsten die Sache zur Entscheidung vorzulegen und dahin zu wirken, daß der Franz, welcher sich ebenfalls zu einer unbrüderlichen Aeußerung hatte hinreißen lassen, von der Erbfolge ausgeschlossen werde. Was Graf Dürrenstein einmal geschworen, hielt er stets im vollen Umfang; davon war die Gräfin nur sehr überzeugt. Die Geschichte kam wirklich zur Entscheidung des Landesherren und Franz wurde vom Majorat ausgeschlossen, aber auf Dürrensteins Vorschlag ein entfernter Verwandter, der einzige Sprosse einer Seitentlinie, dessen Vater sich durch eine Mesalliance unmöglich gemacht, rehabilitirt.

Der rehabilitirte und im eventuellen Fall als Majorats-Erbe designirte junge Baron Egbert Dürrenstein war mit der Wendung seines nichts weniger als glänzenden Schicksals selbstverständlich sehr zufrieden. Er hatte sich dem Staatsdienst gewidmet und war unbekannter Assessor, in welcher Stellung er nur durch eine aufstrebende Thätigkeit sich behaupten konnte, da die Eltern, welche beide bereits verstorben, dem einzigen Sohne nichts hinterlassen, als einen glänzenden Namen. Der junge Mann hatte indessen das Zeug in sich, vorwärts zu kommen. Sein reiches Wissen, sein eiserner Fleiß und ein ungemein scharfer Verstand mußte ihm über kurz oder lang die Karriere eröffnen, und so hätte er auch wohl ohne das Majorat ein glänzendes Ziel erreicht.

„Sie sprechen von diesem Dürrenstein wie von einem abgethanen — vergangenen Menschen,“ schaltete der Pfarrer, als der Baron eine kurze Pause machte, verwundert ein, „lebt derselbe nicht mehr?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, bester Freund! — doch scheint dieses Majorat jedem Erben verhängnißvoll zu werden. Vergessen Sie nicht, daß der Graf mir diese Geschichte in der schrecklichsten Stunde meines Lebens erzählte, daß mein Gedächtniß somit manche Lücke vermag. Soviel aber weiß ich bestimmt anzugeben, daß Egberts Schicksal mir dunkel geblieben ist, weil der alte Dürrenstein mit seltsamer Hast über ihn hinwegging.“

„Kannten Sie den jungen Baron Egbert?“ fragte der Pfarrer, den dieser ganz besonders zu interessiren schien.

„Ich lernte ihn auf einer Reise kennen, welche ich vor drei Jahren mit meiner Regina allein unternommen,“ versetzte der Baron etwas

verlegen, „meine Gemahlin war in einem französischen Badeort zurück geblieben, während ich einer unerklärlichen Sehnsucht nach meiner Tochter nachgab und mit ihr eine Reise durch Italien machte. In Rom begegnete wir den beiden Dürrensteins, welche, wie es schien, recht gut miteinander auskamen. Die Feindschaft zwischen mir und dem alten Majorats Herrn verhinderte natürlich jede Annäherung, obwohl letzterer sich von Reginas Anblick nicht lösen konnte, da sie ihrer verstorbenen Mutter frappant ähnlich sieht. Mir war die Sache fatal, weshalb wir Rom sobald als möglich wieder verließen; doch mußte ich diesen Reich häufig leeren, da der tolle Dürrenstein, von Regina magnetisch angezogen, sich konsequent an unsere Fersen heftete, und Baron Egbert, sein Begleiter, ihn darin trefflich zu sekundiren schien. Der junge Mann wurde mir durch sein ledes Benehmen sehr unympathisch; und ich ahmte in der That erst auf, als ich Regina glücklich wieder dem Jajitut anvertraut hatte.“

„Theilte Ihre Tochter diese Antipathie gegen den jungen Baron?“ fragte der Pfarrer nachdenklich.

„Nein — Baron Egbert erschien mir weniger schön als vielmehr interessant, ja, sogar imponirend, einer von jenen Männern, welche die Frauenherzen unterjochen. Doch hoffe ich, daß jene Tage in Reginas Erinnerung vollständig verblaßt sind, obwohl die Begegnung mit dem Majorats Herrn in dem Stammschloß meiner Väter sicherlich das Ergebnis der italienischen Reise war, da Reginas Anblick jenen Entschluß zur Reise gebracht haben wird. Der alte Dürrenstein machte mir nun schließlich den Vorschlag, daß er meine ganze Besingung für Regina an sich bringen, die Gläubiger sämtlich befriedigen und das mütterliche Vermögen meiner Tochter, welches ich zum größten Theile bereits verschwendet hatte, soweit wieder ergänzen wolle, um von den Interessen desselben mir und den Meinigen ein bescheidenes, aber immerhin anständiges Leben zu ermöglichen. Für dieses Opfer von seiner Seite verlangte er von mir Reginas Hand für seinen Neffen Albrecht.“

„Sie haben ihm das nicht zugesagt, Herr Baron!“ fiel der Pfarrer erregt ein, „Sie dürften das nicht thun.“

Das graue Haupt des Barons sank tief auf die Brust herab.

„Ich stand am Abgrund,“ versetzte er leise mit großer Anstrengung, „unrettbar zog es mich hinab; Hab' und Gut, Ehre — alles, alles mußte er verschlingen — und selbst das Opfer meines elenden Lebens konnte den Meinen nichts nützen, nur tiefer noch sie in den Staub hinabdrücken. Hier bot sich eine rettende Hand — sie demüthigte mich, denn es war des Todfeindes Hand — ich dachte nicht an mich in diesem schrecklichen Augenblick — nein, wahrlich nicht, Herr Pfarrer! ich dachte nur an Leonies Tochter, nur an mein Kind, dessen ehrlicher Name, dessen Zukunft gerettet werden sollten. O, die Demüthigung jener Stunde vergesse ich niemals, sie wird ewig in meiner Seele brennen — ich würde bei einer Wahl den Tod unbedingt vorgezogen haben, da Feigheit mir stets fern gelegen; aber ich war der Schuldige, ich mußte das Kreuz der Demüthigung auf mich nehmen.“

Er schlug die Hände, wie von Scham niedergedrückt, vor sein Gesicht, und bebtte konvulsivisch zusammen.

Der Pfarrer sah erschüttert auf den Unglücklichen, und legte ihm dann sanft die Hand auf die Schulter.

„Fassen Sie sich, mein theurer Freund!“ sprach er mildtröstend, „ich darf Sie nicht tadeln, da Sie in Ihrer schrecklichen Lage nicht anders handeln konnten. Weiß die junge Barones um diese Abmachung?“

„Ja, ich machte meinen Entschluß von Reginas Einwilligung abhängig. — Der Weg zu ihr war ein zweiter Kreuzesweg, eine der schwersten Strafen für meine Schuld. Können Sie es begreifen, mein hochwürdiger Freund, was es heißt, vor seinem Kinde erröthen zu müssen? Es jassen, daß die Scham mich nicht getödtet bei dem schmachvollen Bekenntniß, welches ich ihr machen mußte? Sie war anfangs erstarrt, und noch sehe ich ihr entsetztes Auge, ihr angitbliches Antlitz vor mir. Dann aber brach ihre engelsgleiche Güte sich Bahn, unter Thränen lächelnd, mit begeistertem Blick bat sie mich, auf Gottes Gnade zu vertrauen — nicht um den schändlichen Namen wäre es ihr zu thun, sie würde sich wahrhaft selig preisen, wenn sie ihre erworbenen Kenntnisse für mich verwerten, für uns alle arbeiten dürfe. Aber sie lähe die Unmöglichkeit ein, so ungeheure Summen jemals erwerben zu können, um meine Egre zu retten, weshalb sie, wenn der junge Graf Dürrenstein ihre Hand fordere, ihm dieselbe nicht verweigern werde.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief hier der Pfarrer mit einem tiefen Athemzuge, „so ist ihr Herz noch frei.“

„Ach, mein theurer Freund!“ seufzte der Baron, sich unruhig erhebend, „ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß Regina nach diesem heroischen Entschluß wie vom Schwindel befallen nach einer Stütze griff und ohnmächtig zu Boden gesunken wäre, wenn mein Arm sie nicht umschlungen hätte. Sie brachte mir ihr Lebensglück zum Opfer, obwohl ich nicht glauben mag und kann, daß ihr Herz bereits gewährt.“

„Vielleicht jenen Egbert.“

„Nein, nein, es wird nichts weiter gewesen sein, als die Folge der furchterlichen Aufregung jener Stunde,“ rief der Baron mit einer fieberhaften Heftigkeit, „jener unsympathische Dürrenstein hat nie wieder ihren Weg gekreuzt — ich weiß nichts von ihm, er soll auf Reisen gegangen sein, nach dem Orient glaube ich — wie sollte sie an ihn noch denken, es ist unmöglich, lieber Pfarrer, ganz unmöglich. Aber daß der Majorats Herr mit seinem Erben noch nicht hier ist, macht mich unruhig.“

(Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* Darf man im Gerichtssaal die Hand in der Kleidertasche behalten? Diese gewiß an sich unbedeutende Frage erlangt, so schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“, eine gewisse Bedeutung, wenn man ein Urtheil, welches das Schöffengericht zu Potsdam fällte, in Betracht zieht. Als der Steinhändler B., der sich wegen einer ganz unbedeutenden Uebertretung zu verantworten hatte und von dem Vorsitzenden, nach den Ausführungen des Amtsanwalts, das Wort zu seiner Bertheidigung erhielt, von seinem Plaze sich erhob, behielt er, wohl nur aus Versehen, die rechte Hand in der Tasche seines Ueberziehers, während er zu sprechen anfing. B. wurde nun von dem Vorsitzenden mit den Worten unterbrochen: „Zunächst nehmen Sie die Hand aus der Tasche,“ worauf B. entgegnete: „Ich bitte, daß Sie mich mit dergleichen Ausführungen verschonen. Wenn ich zulässig die Hand in der Tasche habe, glaube ich Sie dadurch nicht zu beleidigen. Ich verbitte mir das, daß Sie mir darüber Vorschriften machen.“ Der Gerichtshof zog sich nach den weiteren Ausführungen zur Berathung zurück und verurtheilte, nachdem zuvor der Amtsanwalt darauf verzichtet hatte, wegen des qu. Zwischenfalls einen Antrag zu stellen, daß B. sich nach § 179 der Ungebühr schuldig gemacht habe und dafür mit 1 Tage Haft zu bestrafen sei und daß diese Strafe sofort vollstreckt werden solle. Die Ungebühr findet der Gerichtshof darin, daß B. auf die Vorhaltungen des Vorsitzenden nicht um Entschuldigung gebeten, vielmehr in der Weise, wie geschehen, geantwortet hatte.